

# STAATSOOPER. Selten wurde eine Direktion mit so viel Wohlwollen empfangen. Aber was erwarten sich die Wiener? Eine Analyse.

VON WILHELM SINKOVICZ

Wiener Musikfreunde, die in den vergangenen 20 Jahren den Opernbetrieb kennen- und lieben gelernt haben, können sich die Musiktheaterszene der Stadt gar nicht anders vorstellen als mit einem maßgeblichen Mann an der Spitze: Ioan Holender. Er war fast zwei Jahrzehnte lang der Wiener Opernchef und damit tonangebend im wienerischen Intendanten-Karussell.

Eine solche Kontinuität hat es in Wien zuvor nie gegeben. Selbst der längstdienende Hofopern-Direktor unter der Regentschaft des Kaisers Franz Joseph hat weniger lang gedient als der ehemalige Sänger-Agent, der an der Seite Eberhard Waechters antrat, den Geist des in den Achtzigerjahren arg ramponierten Staatsopern-Ensembles wieder zu beleben.

## Mit Intrigen begann es immer

Ioan Holenders Vorgänger waren allesamt weit kürzer im Amt. Immerhin fast acht Jahre hat es Herbert von Karajan ausgehalten, nur eineinhalb war dessen Vorgänger Karl Böhm aktiv. Intrigen gab es zu Beginn jeder neuen Intendanz.

Am heftigsten gegen Böhm, weil der, wie er selbst bekundete, nicht daran dachte, seine internationale Karriere der Staatsoper „zu opfern“, vergleichsweise weniger stark, aber effektiv gegen alle Direktoren vor Egon Seefehlner, die es nicht schafften, Karajan zurückzuholen. Und wütend gegen Lorin Maazel, der darüber stolperte, dass er Anfang der Achtzigerjahre das sogenannte „Blocksystem“ einführte, um die einzelnen Auführungsserien mit mehr Proben künstlerisch aufzuwerten. Maazel ging nach zwei Spielzeiten, das „Blocksystem“ haben sämtliche seiner Nachfolger übernommen.

Es stand auch für Eberhard Waechter nicht mehr zur Diskussion, obwohl der ein „Zurück zur Wiener Opern-Natur“ predigte, mittels dessen er das in der Ära Claus Helmut Dreses und Claudio Abbados üppig ins Kraut geschossene Gastier-System wieder einzudämmen versuchte.

## Nur New York kann mithalten

Diesem Gedanken ist Ioan Holender nach dem plötzlichen Tod seines Kompagnons cum grano salis treu geblieben. Wenn die Wiener Staatsoper heute in der Welt als eines der allerersten Häuser gilt – in Wahrheit kann mit dem künstlerischen Niveau des Alltagsbetriebs in Wien nur noch die New Yorker Metropolitan Opera konkurrieren –, dann ist das auf das

Funktionieren des Ensemble-Gedankens zurückzuführen.

Selbstverständlich wird man Partien wie Isolde, Brünnhilde oder die Turandot niemals wieder „aus dem Haus“ besetzen können. Doch konnte realisiert werden, was Waechter einst predigte: „Es ist nicht wichtig, woher einer kommt, der bei uns singt, wichtig ist, wohin er aus Wien geht.“ Seit Michael Schades fulminantem Rossini-Debüt 1992, unmittelbar nach seinem Vorsingen, ist die Anzahl derer, die in Wien eine Weltkarriere begannen – und in der Regel dem Haus dann als Gäste treu geblieben sind – erklecklich.

## Das Zauberwort: „praktikabel“

Was erwarten die Wiener also von einem Direktionswechsel?

Zunächst gewiss Kontinuität. Vor allem in jenem Sinn, dass diese Ensemble-Kultur sorgsam weitergepflegt wird und mit Neuzugängen stetig frischen Wind zugeführt bekommt.

Dann aber auch Erneuerung im Hinblick auf die szenische Qualität des Gebotenen. Und zwar Erneuerung im Sinne eines Wortes, das Waechter und Holender seinerzeit mit Bedacht wählten – und für das sie vom „fortschrittlichen“ Feuilleton gehörig gezaust wurden: „Praktikabilität“.

Dieses scheinbar so technokratische Wort kann durchaus einen künstlerischen Sinn bekommen, wenn man als praktikabel Inszenierungen ansieht, in denen sich der Gehalt eines Werks stimmig entfalten kann. Dass Ioan Holender mit fortschreitender Ausbreitung seiner Macht die Praktikabilität aus dem Sinn verloren hat, gehört zu seinen Kardinalfehlern. Der Versuch, sich beim deutschen Feuilleton lieb Kind zu machen, indem er vom Publikum verachtete, von manchen Journalisten aber konsequent in die Höhe geschriebene Regie-Scharlatane ans Werk ließ, hat der Staatsoper manche Unbill beschert. Vor allem Produktionen, die sich im Spielbe-

trieb als völlig ungeeignet entpuppt haben. In diesem Sinne darf man es als wohlthuend empfinden, dass Ioan Holender es tunlichst vermieden hat – sieht man von Wagners Werken ab –, Stücke des Kernrepertoires zu „erneuern“. Wo das doch versucht wurde, ging es oft desaströs schief: Wichtige Opern wie Verdis „Troubadour“ oder, erst jüngst verunstaltet, „Macbeth“ oder auch Puccinis „Manon Lescaut“ sind schlicht unspielbar geworden.

So ist es eine der Hauptaufgaben der neuen Führung, hier für vernünftige, im oben geschilderten Sinne „praktikable“ Erneuerung zu sorgen. Dass der frischgebackene Generalmusikdirektor, Franz Welser-Möst, sich gleich im ersten Jahr selbst nicht nur um Wagner-Reprisen, um Premieren wie Hindemiths „Cardillac“ oder Janáčeks „Kátja Kabanová“ kümmert, sondern auch um Mozarts „Don Giovanni“ und „Figaro“, die man in der kommenden Saison mit „Così fan tutte“ zu einer neuen, ästhetisch stimmigen Da-Ponte-Trilogie ergänzen möchte, darf in diesem Sinne begrüßt werden.

## „Leichtes“ Repertoire kränkelt

Denn auch musikalisch gilt es wieder Farbe zu bekennen. So glänzend in jüngster Zeit die musikalischen Ergebnisse bei Wagner-Einstudierungen zu bewerten waren, so dringend braucht das scheinbar „leichtere“ Repertoire in Wien wieder eine stilistische Modellierung, die des philharmonischen Klangkörpers würdig ist, der da allabendlich im Orchestergraben agiert.

Ensemble-Pflege, orchestraler und szenischer Schliff – das sind keine leichten Vorgaben. Guter Wind weht immerhin: Selten ist in Wien eine neue Operndirektion mit so viel Wohlwollen und ohne spürbare Quertreibereien empfangen worden wie das Duo Meyer/Welser-Möst, dem allerdings nun auch die Gunst der Musen hold sein muss. Vorhang auf.

## OPER: KLOTZEN UND KLINGELN ZUM AUFTAKT

■ **Franz Welser-Möst** dirigiert Wagners „Tannhäuser“ mit Johan Botha, femer „La Bohème“ mit Stephen Costello, der für Rolando Villazón einspringt. Auch die „Zauberflöte“ wird zum Auftakt der ersten Saison von Dominique Meyer in der Wiener Staatsoper gespielt: Ivor Bolton dirigiert. Dominique Meyer ist am 13. September im Musiksalon zu Gast bei Wilhelm Sinkovicz. Ballett: „Onegin“ von John Cranko. Die

Kinderoper „Pünktchen und Anton“ läuft weiter. Erste Premiere ist am 17. Oktober: Paul Hindemiths „Cardillac“ (Sven-Eric Bechtolf inszeniert, Welser-Möst dirigiert).

**Weitere Premieren:** „Alcina“ von Händel (Regie: Adrian Noble, Dirigent: Marc Minkowski), Mozarts „Don Giovanni“ (Ildebrando D’Arcangelo in der Titelrolle), „Le Nozze de Figaro“ (mit Luca Pisaroni als Figaro, Erwin Schrott als Graf).